

Wiesbadener Lazarett-Zeitung



MITTEILUNGEN ÜBER UNTERRICHTSWESEN,
BERUFSBERATUNG UND STELLENVERMITTLUNG.
HERAUSGEGEBEN DURCH DEN AUSSCHUSS FÜR
VOLKSVORLESUNGEN FRANKFURT A.M. VOM

Ortsausschuss für Kriegsbeschädigten-Fürsorge Wiesbaden,
Amtl. Fürsorgestelle für Kriegsbeschädigte u. deren Familien.

Nr. 31.

15. September

1918.

Chronik.

Der Rückzug der deutschen Truppen an der französischen Front hat seinen planmäßigen Fortgang genommen. Wie Hindenburg in seiner strategischen Laufbahn schon des öfteren Terrain preisgegeben hat, um das Her zu sichern und für neue Schlagen vorzubereiten, hat er auch diesmal die Errungenschaften der Frühjahrsoffensive in Frankreich den höheren strategischen Absichten geopfert, und wie die Preisgabe Belgiens, ja die zweite Preisgabe Ostpreußens in der Sicherung der deutschen Zukunft im Osten einen endgültigen Erfolg davon getragen hat, so darf auch erwartet werden, daß die Strecken Feindesboden, die wir jetzt in Frankreich preisgegeben haben, nicht umsonst zum Opfer gebracht worden sind. Im Westen war die Front bis zum 7. September in die neue Linie Bapaume — Berronne, nahe der alten Siegfriedstellung, zurückverlegt. Das geräumte Gelände ist wieder in einen Zustand versetzt, der dem Feind weder Stützpunkt noch Deckung bietet. Ueberdies sind in der Gegend von Cambrai diesmal weite Strecken unter Wasser gesetzt worden, vor allem wohl im Hinblick auf die größeren Landangriffe, mit denen der Feind diesmal den Erfolg zu erzwingen versucht, und denen durch die Ueberflutung ein nicht zu beseitigendes Hindernis in den Weg gelegt wird. Die Zurückverlegung der Front machte sich auch in Flandern geltend, wo wir die Position des Kemmelberges vor unseren Linien gelassen haben.

Unsere Rückzugstrategie, die den Feind immer im Unklaren läßt, wo er es nur mit schwächeren deutschen Partouillen, wo mit stärkeren Kräften zu tun hat, hat ihn unterhältnismäßig viel Opfer gekostet. Nach den englischen Verlustlisten sind bis in den August eine halbe Million Engländer allein als Verlust zu verzeichnen. Wenn auch die amerikanischen Truppen einen Ersatz dafür schaffen, so ist doch dieses Kräfteverhältnis des Feindes nicht unerschöpflich, zumal wenn man bedenkt, daß jeder amerikanische Soldat in Frankreich einen gewissen Tonnenraum feindlicher Schiffsahrt festlegt, und daß dieser Tonnenraum immerfort durch unsere U-Boote eine Verringerung erfährt. Wir dürfen daher nach wie vor der Zukunft getrost entgegen sehen und allen albernem Märchen, mit denen man den Rückzug unserer Truppen hat erklären wollen, sei es das Märchen vom Tode Hindenburgs, oder von irgend welchem Verrat, oder wozu immer, mit aller Energie entgegen treten.

Die Entwicklung der Dinge im Osten hat einen für uns durchaus erfreulichen Verlauf genommen. Das kommunistische Rußland der Sowjetrepublik, das am Frieden mit Deutschland als der Voraussetzung seiner Existenz unverbrüchlich festhält, hat seine Stellung gesichert. Die russisch-polenischen Streitkräfte sind von den Sowjettruppen an verschiedenen Stellen geschlagen worden, und am 10. September konnten die Sowjettruppen Kasan wieder einnehmen. Die Entente, die sich durch dieses Erstarken der Sowjetregierung bedroht sieht, setzt alle Hebel in Bewegung, um ihr entgegen zu arbeiten. Eine große gegenrevolutionäre Verschwörung wurde aufgedeckt und der englische Generalconsul Roebart im Kreise der Verschwörer verhaftet. Vorher schon ist in Moskau durch eine aus Kiew stammende Terroristin Dora Kaplan ein Attentat auf den leitenden Mann der Sowjetrepublik, Lenin, verübt worden, das diesen schwer, aber nicht lebensgefährlich verwundete, und in Petersburg war der Volkskommissar für

innere Angelegenheiten Nikifor durch den sozialistischen Offizierschüler Kannerengier ermordet worden. Die Sowjetrepublik hat mit der Verhaftung der in Rußland lebenden Engländer geantwortet und seitdem besteht ein kaum mehr verhältnißmäßiger Kriegszustand zwischen Rußland und der Entente. Das Verhältnis zwischen der Sowjetrepublik und Deutschland hat durch die Ende August zu Stande gekommenen Zusatzverträge zum Brest Frieden eine erfreuliche Klärung erfahren. Rußland hat sich darin zu einem Ersatz der privaten Kriegsschäden in der Höhe von sechs Milliarden, teils in Gold, teils in Waren oder gedeckten Anleihen zahlbar, verpflichtet, und in die Trennung Estlands und Livlands von Rußland gewilligt, wogegen Deutschland die kommunistische Gesellschaftsordnung in Rußland anerkennt, Weißrußland zu räumen verspricht und weitere Kostentrennungen russischen Gebiets nicht zu unterstehen sich verpflichtet.

Auch die Beziehungen zwischen Deutschland und der Ukraine haben eine erfreuliche Entwicklung genommen, und ein Besuch des ukrainischen Hetmans Skorodakst beim deutschen Kaiser hat dem nach außen sichtbaren Ausdruck verliehen.

Eine Katastrophe.

Aus dem Leben eines alten Eisenbahnbetriebsmannes.

Von Max Maria v. Weber.

Ich war im Jahre 184* Vorstand einer Station im Mittelgebirge*, die, nach damaligen Begriffen, für eine wichtige galt, denn es mündete da eine Nebenbahn aus einem der reichsten Ackerbaudistrikte in die Hauptlinie des Landes.

Die Station war nur für diese Einmündung errichtet und lag weit von jedem größeren Orte entfernt, mitten im Walde. Die Baulichkeiten bestanden nur aus einem kleinen Stationshause, dessen erstes Geschloß ich mit meinem Stellvertreter, dem „Schirrmeister“, Gebhard mit Namen, bewohnte, und einer Remise für vier Lokomotiven, von denen sich immer eine als Reservemaschine „im Feuer“ befand. An die Remise war eine kleine Werkstätte angebaut und beiden stand ein Oberlokomotivführer vor. Ein Billetteur wohnte im Stockwerk über mir, die Handwerker und Arbeiter der Station waren im nächsten Dorf untergebracht.

Das Leben der Welt berührte die Station nur durch die sechs Züge, welche sie täglich passierten. War der letzte von diesen abends vorüber (Nachtverkehr gab es nicht) und Feierabend geläutet, so

*) Die Stationsvorstände führen auf mehreren deutschen Eisenbahnen den Titel „Inspektor“.

wurde es tief einsam und ruhig auf der Station. Hätte die Maschine in der Remise nicht leise gezischt, so hätte man sich in der Stille und beim Duft und Rauschen des Waldes auf einer Försterei wohnen können.

Wir vier Beamten waren aufeinander angewiesen, denn das Besetzen der Stationen mit unnützen „fischen Protektionspuppen“, die heutzutage mit dem Klemmer auf der Nase an den Bäumen auf und ab spazieren und nach den Stiefeln der aussteigenden Damen schielen, war damals noch nicht Mode. Wir taten die Arbeit, die nötig war, ohne viel zu fragen, wessen Ressort sie sei, und waren, im Winter bei Bier und Tarock im kleinen Partezimmer des Stationshauses und an Sommerabenden bei einem Glase Maitrank unter den Bäumen vor jenem Hause, wo ich ein paar Pfahlbänke und Tische hatte einschlagen lassen, gute Kameraden.

Aber Freund war ich nur mit dem Schirrmeister Gebhard geworden. Er war schon bei Jahren und ein Mensch wie Gold. Der erste und letzte auf dem Plage, scharf und barsch gegen die Leute im Dienst, und doch gingen sie alle für ihn durchs Feuer, denn sie wußten, daß er Herz für sie hatte und sich selbst am wenigsten schonte. Er sprach nicht viel und gar nicht von seinem früheren Leben. So hatten wir nur auf Umwegen erfahren, daß er, seines Zeichens ein Radmacher, als freiwilliger Husar 1815 in der Schlacht bei Wigny einen Prinzen aus den Franzosen herausgehauen hatte, aber auch selbst zusammengefaßelt worden war. Er schleppte davon das rechte Bein sein Leben lang. Die Affäre hatte ihm aber doch — nach dreißig Jahren — zu seinem jetzigen Posten verholfen, nachdem er sich weit durch die Welt getrieben und auch zwei Jahre bei einer englischen Eisenbahn gebient hatte, was ihn bei uns allen sehr in Respekt setzte.

Er war Witwer, hatte aber halbwüchsige Kinder, hübsche Mädels, stramme Jungen, — die er kaum lieber haben konnte als ich Kinderloser.

Bei all dem war er eigentlich eine schwärmerische Natur, und wenn die anderen alle zu Bette gegangen waren und er wußte, daß außer mir es niemand hörte, konnte er sich, an Sommerabenden neben mir auf der Bank sitzend, bis tief in die Nacht hinein in allerhand Träumereien

und Gräbelleien ergehen, die mich dann nicht schlafen ließen.

So saßen wir auch, ich weiß es noch wie heute, am 5. Juni 184* beisammen. Die Nacht war schwül, es weiterleuchtete in Südost und die Sterne funkelten in ganz besonders hellen Farben, so daß ich eben darüber zu simulieren und zu reden begann, warum wohl der eine gelb, der andere rot, der dritte blau leuchten möge, — als ich im Augenblicke, wo ich das „grün“ aussprechen wollte, Gebhards Hand auf meinem Arm fühlte und er zu mir sagte:

„Inspektor, dort vorm Wald über der Bahn steht ein garstiger grüner Stern.“

Run hieß aber in damaliger Zeit, wo es noch keine Läufsignale gab, die jetzt wie mit der Ruhglocke vor allen Zügen herlaufen, und wo wir noch keine Blocksignale und keine Sprechapparate auf jeder halben Meile Bahn hatten und man sich mühsam zwischen den Hauptstationen mit klapperigen Zeigertelegraphen und auf den Strecken mit sichtbaren Zeichen, von Bahnwärter zu Bahnwärter gegeben, verständigte, ein grünes Licht über einem weißen:

„Eine Hilfsmaschine soll kommen.“

Der Hilferuf schlägt auch jetzt noch dem abgewerteten Eisenbahnmann in die Glieder, um wie viel mehr damals, wo alles neu und ungewohnt war und man nichts über das Warum? Wohin? Was geschehen? erfahren konnte, bis man an Ort und Stelle kam und ebensogut nur eine Maschine vorfinden konnte, der harmlos der Atem ausgegangen war, als einen Haufen Lokomotiv- und Wagentrümmern — mit all ihrem Jammerzubehör.

Gebhard und ich standen auf, drückten uns die Hand und gingen jeder an das, was nun zu tun an uns war; zugleich hörten wir auch schon durch die Stille der Nacht eilende Schritte und Laufen und Zurufen, — der grüne Stern hatte alles rebellisch gemacht, und eine Viertelstunde später war unser Personal vollzählig auf dem Posten.

Mühsam mit dem primitiven Zeigertelegraphen nach der nächsten Station buchstabierte Anfrage ergab, daß der hilfesuchende Zug zwischen dort und der nächstfolgenden, also ungefähr drei Meilen von uns, liegen müsse. Dahin konnte kein höherer Beamter von der Endstation vor nächstem Morgen kommen — wir mußten also an Ort und Stelle.

Ich erwog, daß jener Zug ein sogenannter gemischter mit Personen- und Güterbeförderung sein müsse, der auf einer Zwischenstation zu übernachten gehabt hätte, und ließ daher in den von uns arrangierten Hilfszug für etwa nötige Umladungen ein halbes Duzend offene und gedeckte Güterwagen einstellen und in letztere auch für den Fall, wo Gott vor sei, einige Matratzen und Kissen werfen.

Die Station glühte vom Fackelschein, bei dem in feierlicher Hast dröhnend, polternd und klirrend die Werkzeuge und Gegenstände zur Hilfeleistung: Schwellen, Schienen, Binden, Ketten geladen wurden. Durch den Qualm der Fackeln und der Maschine, die sich puffend und prustend mit ihren großen roten, unheimlichen Augen vor den Zug legte, huschten die bunten Lichter der Handsignal-laternen hin und her. In den verschiedensten Beleuchtungen sah ich überall Gebhards graubärtiges Gesicht und langen Mantel unter den sich bückenden, neigenden und beugenden Gestalten auftauchen; seine scharfen Kommandos durchdrangen Maschinen- und Poltern und Klirren. Endlich war alles nach Kräften arrangiert, signalisiert und instruiert. — „Fertig!“ — dröhnte Gebhards Stimme. Wie böse Geister huschten die dunklen Gestalten unserer wackeren Reiter auf die Schaffnersitze der hohen Wagen und auf den Tender — ein Duzend sprang auch zu uns herein, die wir auf einem offenen, freien Umsicht gewährenden Güterwagen, unmittelbar hinter der Maschine, Posto gefaßt hatten. Im qualmigen roten Lichte der Fackeln, welche auf der Maschine und den letzten Wagen postierte Männer trugen, schwamm der dunkle, düstere Zug und das helle Stationshaus. Aus einem Fenster desselben

neigten sich die frischen, lachenden Gesichter von Gebhards Kindern, die aus den Betten gesprungen waren, um den Papa abfahren zu sehen. Er grüßte sie mit der Hand und winkte ihnen ernst zurück, und durch den großen Ton der Maschine, die „zur Abfahrt“ langgehalten piff, hörten wir die hellen Kinderstimmen rufen: „Gute Nacht, Papa!“

Dampfend, funkelsprühend und glühend kam der Zug in Bewegung und glitt eilend durch die Nacht dahin.

Mir war's unheimlich zu Mute. Wußte ich doch als erfahrener Eisenbahnmann, daß selten ein Unglück allein bleibt. Zudem ist jede nicht fahrplanmäßige Fahrt eine Gefahr. Unruhig wechselten wir jede Minute die Geschwindigkeit; sie verzögernd, wenn der Fernblick sich trübte oder nicht ganz Geheures sich auf dem Geleise zu zeigen schien — und dann wieder frischen Dampf gebend in dem Gedanken, daß an jeder Minute des Späterkommens vielleicht Menschenleben, vielleicht Menschenleben hingen. Wir schwiegen alle; nur das Reucken und metallische Dröhnen des rasch arbeitenden Apparates, zuweilen ein Piff mit langem Echo durchgestellte die Stille der Nacht. Der späte Mond war aufgegangen. Es ward kühl; hier und da lag ein Nebelfleisch über der Bahn, in den wir schnell eintauchten, um gleich wieder daraus hervorzubrechen. Hinter einem solchen, einem besonders dichten, verließen uns plötzlich die Signale, die uns bis dahin freundlich und tröstlich, uns erwartendes Nachsehen verklärend, begleitet hatten. Die Lichter waren jenseits der Nebelschicht nicht wahrgenommen worden. Um diese niederen Nebelschichten übersehen zu können, verließ uns Gebhard und erkletterte den nächsten hohen Wagen, auf dessen Schaffnersitz er sich streckte. Die langen Mondschatten, die glitzernden Mondreflexe erzeugten zahllose Täuschungen. Doppelte Vorsticht der Fahrt wurde nötig, und doch drängte uns, je länger sie währte, unser pochendes Herz immer stürmischer, die vielleicht heiß ersehnte Hilfe zu bringen. Wir atmeten auf, wenn die Schienen weithin im Mondlicht wie blaue Linien glänzend hinausliefen und „freie Bahn“ dem Lokomotivführer gestattete, den Schlag der Maschine rascher nach dem Tempo unserer Pulse zu stimmen. Das Blut drang uns ungeduldig nach Herz und Kopf, wenn er es nötig hielt, vorsichtig spähend und lauschend um Felsenhänge oder durch Krümmungen und dunkle Einschnitte, fast lautlos, langsam zu rollen.

Oft sah ich nach Gebhard hinauf; er lag in seinen Mantel gewickelt regungslos auf seinem hohen Sitz. Hatte ich ihn nicht gekannt, ich würde geglaubt haben, er schlief. Es mochte halb ein Uhr morgens sein, da hatten wir das wellige, waldige Mittelgebirgsterrain hinter uns, und vor uns lag, im hellen Mondlicht, freie, gerade, gefahrlose Bahn, fast bis zur nächsten Station.

(Schluß folgt.)

Der Geist, der unbestiegbar macht.

„Der Feind weiß, daß der Geist, der unseren Truppen und unserem Volke innewohnt, uns unbestiegbar macht.“ Dieses Wort Gindenburgs ist der Leitgedanke seiner Rundgebung. Wenn er diesen Geist aufruft, wenn er Front und Heimat mahnt, sich gegen die Gefahren zu schützen, die der Feind mit dem Feldzug gegen den deutschen Geist heraufbeschwört, so weiß der Feldmarschall, daß er nur etwas aufrufen kann, was in Wahrheit vorhanden ist, wenn es auch zeitweise verdunkelt erscheint. Aber in Zeiten der Entscheidung, wenn die Ernte reifen soll, muß die Sonne solchen Geistes auch sichtbar und wirksam werden. Deshalb der Aufruf, „Wehre dich, deutsches Volk“ gegen den Feldzug mit vergifteten Geisteswaffen. Es ist fürwahr alles von unseren Feinden aufgeboten worden: schwarze, braune und rote Völker der Erde, Uebermaterial von Eisen, Stahl und Feuer, Hungerblockade, Verleumdung und Lüge — es gibt nichts auf Erden und unter der Erde, nichts zwischen Himmel und Erde, was die Weisheit und die Tatkraft Englands und Amerikas zusammen mit ihren Trabanten gegen die Mittel-mächte nicht aufgeboten hätten . . .

Und dennoch: der siegreiche deutsche Geist. Ihn muß man doppelt tötschlagen, meint der Feind; gegen ihn muß der Endkampf mit dreifacher Wucht geführt werden.

Was aber ist es, das diesen deutschen Geist nicht nur groß, sondern auch leicht verwundbar macht? Das zu wissen ist heute wichtig genug, damit die Mahnung dessen, der Deutschland errettet hat, auch zum Endsiege wirksam werde!

Wir haben oftmals im Laufe des Krieges den einheitlichen politischen Willen in England und Frankreich und neuerdings auch in Amerika bewundert. Mag er zum erheblichen Teil auf diktatorische Strenge der Machthaber und nur zum geringen Teil auf außenpolitische Erziehung zurückzuführen sein, er ist doch vorhanden und ist politisch wirksam. Deutschland ist zu lange uneins in sich gewesen, als daß ihm dies bei der ersten und gleich der schwersten Probe seiner Einheit nicht noch anhängen sollte. Nicht nur die einzelnen deutschen Stämme scheiden sich leichter in ihren Auffassungen als die französischen und englischen Stämme, auch die Reichthaber und die geistige Selbstständigkeit des einzelnen deutschen Mannes, sein Individualismus im Gegensatz zum politisch-nationalen Herdenninn ist stärker ausgebildet. Das erzeugt die Vielseitigkeit und Leistungsfähigkeit des deutschen Volkes, aber zugleich die Verwundbarkeit seiner geistigen Kraft, wenn sie als einheitliche Größe auftreten soll. Das erkennen heißt zugleich, sich gegen die darin liegende Gefahr wappnen. Wir müssen ganz einfach, wenn das Haus unserer Väter aus Feuerländern beworfen wird, die häuslichen Schwierigkeiten des Zusammenwohnens von Individualitäten übersehen, müssen unser Brudertum höher stellen als unsere geistigen Eigenheiten, müssen die Schärfe des Geistes, damit sie nicht schartig werde, dem gemeinsamen breiten Strom nationaler Selbstherrlichkeit zeitweilig opfern. Bei Massenwirkungen kann nicht jeder seine besondere Auffassung von der idealsten Gestalt der Dinge zur Geltung bringen, er muß im Strome schwimmen, der Führerschaft vertrauen und den Weg unbefümmelter Selbstbehauptung gehen. Das allein erzielt Wirkung!

Das ist allein wirksam für außenpolitische und kriegerische Erfolge. Wir betrachten nur zu leicht alles, auch das große Weltgeschehen, immer mit mindestens einem innerpolitischen Auge. Das ist der Fehler unseres politischen Geistes, das der Grund unserer kritischen Uneinigkeit, die schnell eintritt, wenn einmal nicht alles nach Wunsch geht. Dann rufen wir nach Klarheit, mit der innerpolitische Fragen erledigt werden mögen, oder weder außenpolitische noch militärische behandelt werden können. Der deutsche Geist, der da immer nach Aufrichtigkeit und letzten Wahrheiten fragt, macht sich damit gefährlich verwundbar in der Weltpolitik, zumal im Kriege. Ein schlauer Feind braucht nur mit Gerüchten und Geschichten, mit Klatsch und Lüge, mit geschickter Aufbauschung und Ausbeutung von halben Tatsachen eben jene Schwächen des deutschen Wahrheitsfuchers, des kritischen Skeptikers auszunutzen, um den Feldzug gegen den deutschen Geist zu führen.

Demgegenüber hat Gindenburg darauf verweisen können, daß bei uns allein die feindlichen Heeresberichte im vollen Wortlaut veröffentlicht, daß unser Volk die Kriegsbreden feindlicher Staatsmänner wörtlich vorgelesen werden — und die Feinde wissen das und nutzen diese Waffe weidlich aus, die unsere Objektivität und Wahrheitsliebe ihnen in der Hand läßt. Gegen unsere Heeresberichte und unsere Staatsmännerreden wappnet sich der Feind mit der Zensur, er drückt sie nicht ab oder emstelt sie. Er kann das auch viel leichter, weil man dort meist in Geographie schwach ist, und weil das Volk sich alles vormachen läßt, was bei der guten Schulbildung des Durchschnittsdeutschen bei uns keineswegs möglich wäre. Dort fragt man nicht zuerst, ob etwas wahr, sondern ob etwas zugkräftig ist, und bei uns ist es umgekehrt. Bei uns fragt man, ob die deutsche Veröffentlichung auch keinen Deut unwahr ist, wie jüngst erst eine deutsche Zeitung sich über die Ausdrucksweise beschwerte: der und der Ort läge „vor unseren Linien“ — wir hätten sagen müssen, daß wir den Ort „geräumt“ haben. Ein Franzose würde über so etwas verständnislos den